

Goethe und die Sprachkritik

Von Jochen A. Bär, Wiesbaden

Ein jeder, weil er spricht, glaubt, auch über die Sprache sprechen zu können.¹



Johann Wolfgang Goethe
(1749–1832)

Im Jahre 1804 droht der Universitätsstadt Jena und damit dem ganzen Herzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach, zu dem sie gehört, ein schwer wiegender kultureller Prestigeverlust: Die traditionsreiche und angesehene *Allgemeine Literaturzeitung* (ALZ) verlegt ihren Sitz ins Ausland: nach Halle, wohin der Herausgeber Christian Gottfried Schütz einen Ruf als Professor erhalten hat.

Nicht eben erbaut über den Weggang der renommierten Zeitung ist der Wirkliche Geheime Rat und Staatsminister Johann Wolfgang von Goethe. Er schreitet zur Tat und lädt namhafte Autoren (Literaten ebenso wie Philosophen und Wissenschaftler) zur Mitarbeit an einer neu zu begründenden Zeitung ein, die den Titel *Jenaische Allgemeine Literaturzeitung* (JALZ) erhält und deren Redakteur der Altphilologe Heinrich Karl Abraham Eichstädt wird. Als literarischer Spiritus Rector, in vielen Fragen um Rat und Zustimmung gebeten, fungiert in den ersten Jahren Goethe selbst.

Seine Meinung äußert er am 30. März 1805 in einem Brief an Eichstädt auch zu einem Beitrag des deutsch-dänischen Naturphilosophen Henrik Steffens. Er stimmt für die Publikation, rät aber zugleich dringend vom Gebrauch eines bestimmten Wortes ab:

»[Ich] wünschte [...] auf alle Fälle, daß Sie von dem Verfasser die Erlaubniß erhielten das unglückliche *anorgisch* in *anorganisch* zu verwandeln; es war ein Mißgriff Schellings und warum soll der Mißgriff eines vorzüglichen Mannes verewigt werden? Zu Beschleunigung der Sache lege ich ein kleines Blatt bey, das ich Herrn Steffens mit vielen Empfehlungen zu übersenden bitte.«²

Die Verwendung des Wortes *anorgisch* ist im naturtheoretischen und -philosophischen Diskurs um 1800 häufig, und in der Tat findet sie sich vor allem bei Schelling, z. B. in seiner Schrift *Von der Weltseele*³. Vom naturphilosophischen Kontext wird der Ausdruck aber auch in andere Zusammenhänge übernommen; so ge- [→

¹ JOHANN WOLFGANG GOETHE, *Maximen und Reflexionen* (hier: 1824), in: *Goethes Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen*, Weimar 1887–1919 [im Folgenden zitiert: WA], Abt. I, Bd. 42/2, S. 138.

² Goethe an Eichstädt (30. 3. 1805), WA, Abt. IV, Bd. 17, S. 269.

³ F. W. J. SCHELLING, *Von der Weltseele* (1798), in: *Friedrich Wilhelm Joseph von Schellings sämtliche Werke*, hg. v. K. F. A. SCHELLING, Stuttgart/Augsburg 1856–1861, I. Abt., Bd. 2. – Die Rede ist unter anderem von der »anorganischen Natur« (ebd., S. 493) und von »der anorganischen und der organischen Welt« (ebd., S. 569).

brauchen ihn etwa Jean Paul in seiner *Vorschule der Ästhetik*⁴ und Schleiermacher in seinem Entwurf *Zur Hermeneutik*⁵.

Auf dem seinem Schreiben beigelegten »kleinen Blatt« erläutert Goethe, aus welchem Grunde er *anorganisch* der Form *anorgisch* vorzieht. Der Text ist erhalten, denn die Sache ist dem Autor offenbar so wichtig, dass er Eichstädt noch im Postskript seines Briefes bittet, eine Abschrift davon zurückzubehalten: »Vielleicht«, suggeriert er, »gäbe die Bemerkung [...] einen Artikel«. Dem Redakteur ist der Wunsch Befehl, und Goethes Sprachglosse erscheint am 13. Mai 1805 im Intelligenzblatt (der Mitteilungs- und Nachrichtenbeilage) der JALZ. Dort lesen die interessierten Zeitgenossen:

»Schon lange sagt man *organisch*, *Organism*, *Organisation*, *Organismus* ganz richtig; nur für die Negation dieser Begriffe hat sich ein unrichtig gebildetes, ganz etwas anderes aussagendes Wort eingeschlichen. Von *organisch* kann der Gegensatz nur *unorganisch* heißen, oder wenn die Verneinung ebenfalls griechisch sein soll, *anorganisch* (*ἀνόργανος*). *Anorgisch* würde als Nachbildung von *ἀνοργος* zornlos bedeuten. Die Sylbe *an*, obgleich nicht Stammsylbe, begründet im Deutschen wie im Griechischen den Unterschied zwischen Worten mit derselben Hauptsylbe *org*, und darf darum nicht unterdrückt werden. Die Kürze des Wortes ist keine Empfehlung desselben, wenn sie Zweideutigkeit veranlaßt. Wir haben überdieß noch *Orgien* und *orgisch* (orgische Feier) aus dem Griechischen herübergenommen. *Anorgisch* oder *unorgisch* würde demnach auch für die Negation dieses Begriffs genommen werden können.«⁷

Zwei Argumente sind es, die Goethe hier gegen die Form *anorgisch* ins Feld führt: zum einen ein grammatisches (die Tatsache, dass es sich unter analogischem Aspekt um ein »unrichtig gebildetes« Wort handelt), zum anderen ein semantisches (die Tatsache, dass das Wort als Ableitung zu einem anderen Grundwort, möglicherweise sogar zu zwei verschiedenen gestellt werden kann und daher etwas anderes aussagt als das Gegenteil von *organisch*). Zumindest das semantische Argument könnte vom Impetus her (Vermeidung von – potentiell verunklärender – Polysemie) durchaus aufklärerisch wirken: Es klingt das von Autoren wie Gottsched und Adelung vertretene Postulat sprachlicher Eineindeutigkeit an, das eine exakte Eins-zu-eins-Beziehung von Ausdrucks- und Inhaltsseite fordert, also pro Wort idealiter nur eine einzige Bedeutung und pro Bedeutung idealiter nur ein einziges Wort.⁸ Doch auch Autoren, die sicherlich nicht im Verdacht stehen, den Typus des rationalistischen Aufklärers zu verkörpern (z. B. Herder), tre- [→

⁴ »[D]ie Feinde des Romantischen stellen [...] die unförmlichsten Gestalten und [...] anorgische Grottesken in die Höhe« (JEAN PAUL, *Vorschule der Aesthetik, nebst einigen Vorlesungen in Leipzig über die Parteien der Zeit*, Hamburg 1804, S. 435 f.).

⁵ »Manches kann der Schriftsteller anorgisch gemeint haben, manches auch organisch« (FRIEDRICH DANIEL ERNST SCHLEIERMACHER, *Zur Hermeneutik 1805 und 1809*, in: *Fr. D. E. Schleiermacher: Hermeneutik*, nach den Handschriften neu hg. u. eingel. v. HEINZ KIMMERLE, Heidelberg 1959, S. 34).

⁶ Goethe an Eichstädt (wie Anm. 2).

⁷ GOETHE, *[Die Negation des Wortes organisch]* (1805), WA, Abt. I, Bd. 40, S. 334.

⁸ Vgl. hierzu beispielsweise OSKAR REICHMANN, *Deutlichkeit in der Sprachtheorie des 17. und 18. Jahrhunderts*, in: *Verborum Amor. Studien zur Geschichte und Kunst der deutschen Sprache. Festschrift für Stefan Sonderegger zum 65. Geburtstag*, hg. v. HARALD BURGER u. a., Berlin/New York 1992, S. 448–480.

ten ohne weiteres für Monosemierung polysemer Wörter oder die Vermeidung künstlicher Polysemien ein⁹, und dies gilt im Falle von *anorgisch* eben auch für Goethe.

Der ohne Titel publizierte, oben in voller Länge wiedergegebene Text ist ein Beitrag, wie er ohne weiteres im Mitteilungsblatt eines Vereins zur »Pfleger und Erforschung«¹⁰ des Deutschen denkbar wäre. Er widmet sich damit einem Anliegen, das auch derzeit aktuell ist, wie vor allem die vielfältigen Diskussionen um neue Rechtschreibung und Anglizismenfrage beweisen. So erscheint es durchaus reizvoll, wieder einmal nachzulesen, was der Deutschen Dichtorfürst zum Thema Sprachpflege oder Sprachkritik (wie man es lieber nennen will¹¹) sonst noch zu sagen weiß.

Sprache und Sprachen

Was eine Sprache ist oder sein kann, entscheidet ihr Gebrauch: »Nicht die Sprache an und für sich ist richtig, tüchtig, zierlich, sondern der Geist ist es der sich darin verkörpert [...].«¹² Denselben Gedanken führt Goethe auch in einem Gedicht mit dem Titel *Sprache* aus:

»Was reich und arm! Was stark und schwach!
Ist reich vergrabner Urne Bauch?
Ist stark das Schwert im Arsenal?
Greif milde drein, und freundlich Glück
Fließt, Gottheit, von dir aus!
Faß an zum Siege, Macht, das Schwert,
Und über Nachbarn Ruhm!«¹³

In die vergrabene Urne muss man hineingreifen und die darin befindlichen Schätze freigebig (»milde«) verteilen, wenn der Reichtum fruchten, das Schwert muss man führen, wenn es Ruhm erringen soll. Ebenso verhält es sich mit der Sprache: Sie ist immer nur so gut, wie sie gesprochen und geschrieben wird. Zwar liegt ihr die »Verstandes- und Vernunft-Fähigkeit des Menschen«¹⁴ zu Grunde, doch setzt sie bei dem, der sich ihrer bedient, »nicht eben reinen Verstand, ausgebildete Vernunft, redlichen Willen voraus«: Sie ist ein »Werkzeug, zweckmäßig und willkürlich zu gebrauchen«, und entsprechend kann man mancherlei damit anstellen, kann sie »eben so gut zu einer spitzfindig-verwirrenden Dialektik wie zu einer verworren-verdüsterten Mystik verwenden«, auch zu »hohlen und nichtigen prosaischen und poetischen Phrasen« und »nonsensicalische[n] Verse[n]«.¹⁵ [→

⁹ Zum Beispiel Herders vgl. JOCHEN A. BÄR, *Sprachreflexion der deutschen Frühromantik. Konzepte zwischen Universalpoesie und Grammatischem Kosmopolitismus. Mit lexikographischem Anhang*, Berlin/New York 1999 (Studia Linguistica Germanica 50), S. 306 f.

¹⁰ Satzung der Gesellschaft für deutsche Sprache (s. *Der Sprachdienst* 2/1999, S. 68, Nr. 1).

¹¹ So JÜRGEN SCHIEWE, *Die Macht der Sprache. Eine Geschichte der Sprachkritik von der Antike bis zur Gegenwart*, München 1998, S. 17.

¹² GOETHE, *Wilhelm Meisters Wanderjahre* (1829), hier: WA, Abt. II, Bd. 11, S. 138.

¹³ GOETHE, *Sprache* (1774), WA, Abt. I, Bd. 2, S. 256.

¹⁴ GOETHE, *Maximen und Reflexionen* (hier: 1826), WA, Abt. II, Bd. 11, S. 97.

¹⁵ Ebd.

Das alte, bis auf Platons Dialog *Kratylos* zurückzuverfolgende Bild von der Sprache als Werkzeug kann auf verschiedenen Analogien oder Gemeinsamkeiten (Tertia comparationis) gründen. Hier ist nicht der Aspekt der Zweckdienlichkeit angesprochen, sondern derjenige des mehr oder weniger kunstgerechten Gebrauchs: Jeder kann sich der Sprache bedienen, ebenso wie jeder einen Schraubenzieher, einen Hobel oder eine Feile in die Hand nehmen kann; doch nur der Fachmann wird sie angemessen und allen ihren Möglichkeiten gemäß verwenden.

Die Fachleute, die Goethe im Auge hat, sind nicht etwa die Philologen; ihnen bringt er ein gründliches Misstrauen entgegen, wie das Distichon *Der Sprachforscher* zeigt: »Anatomiren magst du die Sprache, doch nur ihr Cadaver; / Geist und Leben entschlüpft flüchtig dem groben Scalpell.«¹⁶ Die gemeinten Sprachexperten sind vielmehr – womit Goethe der deutschen Romantik sehr nahe steht¹⁷ – die Dichter. Das Postulat des Expertentums und des kunstgerechten Arbeitens ist dabei durchgängig, auch und gerade in kritischer Wendung: »Sämmtliche Künste lernt und treibet der Deutsche; zu jeder / Zeigt er ein schönes Talent, wenn er sie ernstlich ergreift. / Eine Kunst nur treibt er und will sie nicht lernen, die Dichtkunst. / Darum pfuscht er auch so; Freunde, wir haben's erlebt.«¹⁸

Die Sprache ist aber nicht nur Werkzeug, sondern zugleich Werkstoff – ein Werkstoff, mit dem vor aller Bearbeitung durch den Einzelnen immer schon Generationen früherer Bearbeiter beschäftigt waren und der daher durchaus den Eindruck entstehen lassen kann, man habe etwas Rechtes zustande gebracht. Er kann aber – jenseits solcher Vorbildung – auch spröde erscheinen und sich der Bearbeitung widersetzen:

»Was mit mir das Schicksal gewollt? Es wäre verwegen,
Das zu fragen; denn meist will es mit Vielen nicht viel.
Einen Dichter zu bilden, die Absicht wär' ihm gelungen,
Hätte die Sprache sich nicht unüberwindlich gezeigt.«¹⁹

Sprachbeherrschung ist also etwas, um das immer wieder von neuem gerungen werden muss (ein Ethos, das Goethe auch in anderen Zusammenhängen vorgetragen hat²⁰). Die Aufgabe aller, die sich der Sprache bedienen, ist »die zarteste von der Welt«: »Sprachübung und Sprachbildung«.²¹ Sie obliegt nicht nur dem Dichter, sondern ebenso – mit spezifischen, sachlich begründeten Modifikationen – beispielsweise dem Wissenschaftler:

»[W]ie schwer ist es, das Zeichen nicht an die Stelle der Sache zu setzen, das Wesen immer lebendig vor sich zu haben und es nicht durch das Wort zu tödten. Dabei sind wir in den neuern Zeiten in eine noch größere Gefahr gerathen, indem wir aus allem Erkenn- und [->

¹⁶ GOETHE, *Xenien* (1797), WA, Abt. I, Bd. 5/1, S. 255.

¹⁷ Vgl. BÄR (wie Anm. 9), S. 236 ff.

¹⁸ GOETHE, *Epigramme. Venedig 1790* (1791), WA, Abt. I, Bd. 1, S. 314.

¹⁹ Ebd., S. 325.

²⁰ GOETHE, *Faust II* (1832), WA, Abt. I, Bd. 15/1, S. 315 f., V. 11574 ff.: »Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, / Der täglich sie erobern muß.«

²¹ GOETHE, *Wilhelm Meisters Wanderjahre* (1829), WA, Abt. I, Bd. 25/1, S. 3.

Wißbaren Ausdrücke und Terminologien herübergenommen haben, um unsre Anschauungen der einfacheren Natur auszudrücken. Astronomie, Kosmologie, Geologie, Naturgeschichte, ja Religion und Mystik werden zu Hülfe gerufen; und wie oft wird nicht das Allgemeine durch ein Besonderes, das Elementare durch ein Abgeleitetes mehr zugedeckt und verdunkelt, als aufgehellt und näher gebracht. Wir kennen das Bedürfniß recht gut, wodurch eine solche Sprache entstanden ist und sich ausbreitet; wir wissen auch, daß sie sich in einem gewissen Sinne unentbehrlich macht: allein nur ein mäßiger, anspruchsloser Gebrauch mit Überzeugung und Bewußtsein kann Vortheil bringen.«²²

Gefordert wird also auch hier eine ständige Auseinandersetzung mit dem Medium und ständige Aufmerksamkeit auf dasselbe. Gerade der Naturwissenschaftler Goethe thematisiert Sprache – und Sprachen, wohl wissend, dass »die« Sprache immer eine bestimmte einzelne Sprache ist, die von anderen nicht unbeeinflusst bleibt. So stellt er beispielsweise vor dem Hintergrund seines einheitlichen Erklärungen divergenter Phänomene und gewaltsamen Definitionen abholden Wissenschaftsideals folgende Überlegung an: »[W]elch eine andre wissenschaftliche Ansicht würde die Welt gewonnen haben, wenn die griechische Sprache lebendig geblieben wäre und sich anstatt der lateinischen verbreitet hätte.«²³ Denn das Griechische hält er für »durchaus naiver, zu einem natürlichen, heitern, geistreichen, ästhetischen Vortrag glücklicher Naturansichten viel geschickter«²⁴, da es den Ausdruck mittels Verben, insbesondere Infinitiven und Partizipien bevorzuge, während das Lateinische durch den Gebrauch von Substantiven »entscheidend und befehlshaberisch« werde: »Der Begriff ist im Wort fertig aufgestellt, im Worte erstarrt, mit welchem nun als einem wirklichen Wesen verfahren wird.« Im verborientierten Griechischen hingegen »wird eigentlich durch das Wort nichts bestimmt, befiehlt und festgesetzt, es ist nur eine Andeutung, um den Gegenstand in der Einbildungskraft hervorzurufen.«²⁵

Solche Charakterisierungen einzelner Sprachen sind in der vorwissenschaftlichen Sprachreflexion (bis zum frühen 19. Jahrhundert) völlig üblich, und sie finden sich auch noch im späteren 19. Jahrhundert häufig, beispielsweise in der historischen Philologie. Goethe zeichnet sich dadurch aus, dass seine Charakterisierungen oft empirische Details hervorheben, hingegen nicht pauschal-platt sind. Zwar findet man auch bei ihm Klischeevorstellungen von der Eigenart bestimmter Sprachen wie den seit dem 17. Jahrhundert geläufigen Topos vom rauhen, derben, aber ehrlichen Deutschen²⁶ und dem feinen, galanten, aber verlogenen Französischen²⁷, doch muss bei diesen Beispielen die fiktionale Brechung berücksichtigt werden: Der Autor legt Meinungen, die er keineswegs teilt, literarischen [→

²² GOETHE, *Zur Farbenlehre* (1810), WA, Abt. II, Bd. 1, S. 304 f.

²³ Ebd., Bd. 3, S. 201.

²⁴ Ebd., S. 201 f.

²⁵ Ebd., S. 202.

²⁶ GOETHE, *Faust II* (wie Anm. 20), S. 98, V. 6770: »Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist!«

²⁷ GOETHE, *Wilhelm Meisters Lehrjahre* (1795/96), WA, Abt. I, Bd. 22, S. 234: »Zu Reservationen, Halbheiten und Lügen ist es eine treffliche Sprache; sie ist eine perfide Sprache! ich finde, Gott sei Dank! kein deutsches Wort, um perfid in seinem ganzen Umfange auszudrücken. Unser armseliges treulos ist ein unschuldiges Kind dagegen. Perfid ist treulos mit Genuß, mit Übermuth und Schadenfreude. O, die Ausbildung einer Nation ist zu beneiden, die so feine Schattirungen in einem Worte auszudrücken weiß! Französisch ist recht die Sprache der Welt,

Figuren in den Mund; solche Urteile beanspruchen nicht einmal im Rahmen des jeweiligen Werkes (noch weniger außerhalb desselben) allgemeine Gültigkeit.

Spricht Goethe für sich selbst, so ist der Tenor ein ganz anderer. In der *Italienschen Reise* etwa liest man folgende Bemerkung:

»Gute Nacht! so können wir Nordländer zu jeder Stunde sagen, wenn wir im Finstern scheiden, der Italiener sagt: *Felicissima notte!* nur einmal, und zwar wenn das Licht in das Zimmer gebracht wird, indem Tag und Nacht sich scheiden, und da heißt es denn etwas ganz anderes. So unübersetzlich sind die Eigenheiten jeder Sprache; denn vom höchsten bis zum tiefsten Wort bezieht sich alles auf Eigentümlichkeiten der Nation, es sei nun in Charakter, Gesinnungen oder Zuständen.«²⁸

Das Eigene und das Fremde

Die konstatierten Eigenheiten der verschiedenen Sprachen, die (einem Topos der Zeit gemäß) mit dem »Charakter« der sie sprechenden Nationen in Verbindung gebracht werden, sind für Goethe Gegenstand lebhaftesten Interesses. Nebst »fünf natürlichen Dinge[n]«²⁹ erbittet der Dichter von den Göttern vor allem die Beherrschung alter und neuer Sprachen: »Daß ich der Völker Gewerb und ihre Geschichten vernehme.«³⁰ Insbesondere die klassischen Sprachen Latein und Griechisch hält Goethe für wichtige Gegenstände des Studiums – nicht nur weil damit eine Ausbildung des grammatischen und logischen Verstandes verbunden ist³¹, sondern auch weil sie auf die eigene Sprache einen erheblichen Einfluss ausgeübt haben: »Todte Sprachen nennt ihr die Sprache des Flaccus und Pindar, / Und von beiden nur kommt, was in der unsrigen lebt!«³²

Das »nur« ist freilich bewusst überpointiert; auch moderne Sprachen sind der Aufmerksamkeit wert, da auch sie das Deutsche beeinflusst haben und weiterhin beeinflussen. Der Deutsche kann daher »nichts Wunderlicheres thun [...], als sich auf seinen mittelländischen Kreis zu beschränken, eingebildet, daß er von seinem eignen Vermögen zehre, uneingedenk alles dessen, was er seit einem halben Jahrhundert fremden Völkern schuldig geworden und ihnen noch täglich verdankt.«³³

Wie man eine möglichst umfassende Sprachenkenntnis erwirbt, darüber hat Goethe eine ganz eigene Theorie. Bekannt ist seine Beschreibung einer idealen Unterrichtspraxis, nachzulesen im Roman *Wilhelm Meisters Wanderjahre*. In der pädagogischen Provinz, wohin Wilhelm seinen Sohn Felix zur Erziehung und [→

werth, die allgemeine Sprache zu sein, damit sie sich nur alle untereinander recht betrügen und belügen können!«

²⁸ GOETHE, *Italienische Reise I* (1816), WA, Abt. I, Bd. 30, S. 123.

²⁹ GOETHE, *Epigramme. Venedig 1790* (wie Anm. 18), S. 315: »Erstlich freundliche Wohnung, dann leidlich zu essen, zu trinken / Gut [...]. / Dann geziemende Kleidung, und Freunde, vertraulich zu schwatzen; / Dann ein Liebchen des Nachts, das ihn von Herzen begehrt.«

³⁰ Ebd.

³¹ GOETHE, *Zahme Xenien* (hier: o. J.), WA, Abt. I, Bd. 5/1, S. 117: »Das muß du als ein Knabe leiden, / Daß dich die Schule tüchtig reckt. / Die alten Sprachen sind die Scheiden, / Darin das Messer des Geistes steckt.«

³² GOETHE, *Tabulae votivae* (1797), WA, Bd. 5/1, S. 313.

³³ GOETHE, *Deutsche Sprache* (1817), WA, Abt. I, Bd. 41/1, S. 115.

Ausbildung geschickt hat, befinden sich Zöglinge aus aller Herren Länder. Um die unfruchtbare Sonderung nach Landsmannschaften zu verhindern, versuchen die Pädagogen »durch freie Sprachmittheilung sie einander zu nähern«³⁴. Um dabei keine »babylonische Verwirrung« entstehen zu lassen, wird »das Jahr über monatweise nur Eine Sprache im Allgemeinen gesprochen; nach dem Grundsatz, daß man nichts lerne außerhalb des Elements, welches bezwungen werden soll«.³⁵ Neben diesen vielfältigen Sprachpraxisübungen gibt es aber auch noch die Möglichkeit des eingehenden Studiums von Einzelsprachen: »Zeigt [...] einer der Unsrigen zu dieser oder jener Sprache besondere Neigung, so ist auch mitten in diesem tumultvoll scheinenden Leben, das zugleich sehr viel ruhige, müßig-einsame, ja langweilige Stunden bietet, für treuen und gründlichen Unterricht gesorgt.«³⁶

Ähnlich pragmato-pädagogisch verfuhr Goethe, wenn man seiner Erzählung glauben darf, in seiner Jugend auch beim eigenen Sprachenstudium. In *Dichtung und Wahrheit* berichtet er, dass ihm die herkömmliche Unterrichtsform, vor allem die gesonderte Behandlung der Sprachen, missfiel und es ihm »immer lästiger wurde, bald aus dieser bald aus jener Grammatik oder Beispielsammlung, bald aus diesem oder jenem Autor den Anlaß zu meinen Arbeiten zu nehmen, und so meinen Antheil an den Gegenständen zugleich mit den Stunden zu verzetteln«³⁷. Die Lösung, auf die er verfiel, ist originell:

»Ich kam [...] auf den Gedanken alles mit einmal abzuthun, und erfand einen Roman von sechs bis sieben Geschwistern, die von einander entfernt und in der Welt zerstreut sich wechselseitig Nachricht von ihren Zuständen und Empfindungen mittheilen. Der älteste Bruder gibt in gutem Deutsch Bericht von allerlei Gegenständen und Ereignissen seiner Reise. [...] Ein Bruder studirt Theologie und schreibt ein sehr förmliches Latein, dem er manchmal ein griechisches Postscript hinzufügt. Einem folgenden, in Hamburg als Handlungsdienner angestellt, ward natürlich die englische Correspondenz zu Theil, so wie einem jüngern, der sich in Marseille aufhielt, die französische. Zum Italiänischen fand sich ein Musicus auf seinem ersten Ausflug in die Welt, und der jüngste, eine Art von naseweisem Nestquackelchen, hatte, da ihm die übrigen Sprachen abgeschnitten waren, sich auf's Judendeutsch gelegt, und brachte durch seine schrecklichen Chiffren die übrigen in Verzweiflung, und die Eltern über den guten Einfall zum Lachen.«³⁸

Über die Effektivität eines solchen Sprachstudiums ließe sich diskutieren. Aber das weiß Goethe selbst. Wie er am Beispiel des Französischen ausführt, das er sich »ohne Grammatik und Unterricht, durch Umgang und Übung, wie eine zweite Muttersprache«³⁹ angeeignet hat, geht es ihm gar nicht darum, eine fremde Sprache pedantisch korrekt, sondern darum, sie geläufig zu beherrschen. In seiner Straßburger Studienzeit wird er von Muttersprachlern für sein Französisch, ein »Babylonische[s] Idiom«, das er »Bedienten, Kammerdienern und Schildwachen, jungen und alten Schauspielern, theatralischen Liebhabern, Bauern und Helden« abgehört hat und das daher »buntschäckiger« als das anderer Fremder ist, [→

³⁴ GOETHE, *Wilhelm Meisters Wanderjahre* (wie Anm. 21), S. 4.

³⁵ Ebd., S. 5.

³⁶ Ebd.

³⁷ GOETHE, *Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit I* (1811), WA, Abt. 1, Bd. 26, S. 195.

³⁸ Ebd., S. 195 f.

³⁹ GOETHE, *Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit III* (1814), WA, Abt. I, Bd. 28, S. 50.

getadelt.⁴⁰ Die Abneigung, sich »schulmeistern« zu lassen, und der Eindruck, selbst bei intensivster Bemühung um die Sprache nur »geduldet [...], aber keineswegs in den Schoos der einzig sprachseligen Kirche aufgenommen«⁴¹ zu werden, bringt ihn gegen diese »pedantische Ungerechtigkeit« auf.⁴² Er schmollt: »Wir fassen [...] den [...] Entschluß, die französische Sprache gänzlich abzulehnen und uns mehr als bisher mit Gewalt und Ernst der Muttersprache zu widmen.«⁴³

Der Umweg über das Fremde zurück zum Eigenen erscheint aber nicht als Vergeudung von Zeit und Aufwand, sondern ist sinnvoll und notwendig. Nur in der Beschäftigung mit anderen Sprachen erkennt man die Spezifika der Muttersprache und lernt sich ihrer gemäß ihren individuellen Möglichkeiten zu bedienen: »Wer fremde Sprachen nicht kennt, weiß nichts von seiner eigenen.«⁴⁴

Insbesondere seiner eigenen Nation legt Goethe das Sprachstudium nahe: »Der Deutsche soll alle Sprachen lernen, damit ihm zu Hause kein Fremder unbequem, er aber in der Fremde überall zu Hause sei.«⁴⁵ Im Hintergrund steht dabei ein Konzept, das bei Autoren der Weimarer Klassik und der Jenaer Romantik recht verbreitet ist (es findet sich beispielsweise bei Schiller, A. W. Schlegel und Schleiermacher⁴⁶): Die Deutschen seien die besten Übersetzer, ihre Nationalliteratur umfasse Werke der gesamten Weltliteratur und ihre Aufgabe sei es, »die Vorzüge der verschiedensten Nationalitäten zu vereinigen, sich in alle hineinzudenken und hineinzufühlen, und so einen kosmopolitischen Mittelpunkt für den menschlichen Geist zu stiften.«⁴⁷ Das deutsche Volk sei dazu bestimmt,

»alle Schätze fremder Wissenschaft und Kunst mit seinen eignen zugleich in seiner Sprache gleichsam zu einem großen geschichtlichen Ganzen zu vereinigen, das im Mittelpunkt und Herzen von Europa verwahrt werde, damit nun durch Hülfe unserer Sprache, was die verschiedensten Zeiten schönes hervorgebracht haben, jeder so rein und vollkommen genießen könne, als es dem Fremdling nur möglich ist.«⁴⁸

Dieser Ansicht ist auch Goethe. Das Deutsche hält er für die ideale Übersetzersprache: Es »schließt sich an die Idiome sämtlich mit Leichtigkeit an«, es »entsagt allem Eigensinn« und »weiß sich in Worte, Wortbildungen, Wortfügungen, Redewendungen und was alles zur Grammatik und Rhetorik gehören mag, [...] wohl zu finden.«⁴⁹ Wenn das Übersetzen fremdsprachiger Literatur in Deutschland nicht nachlasse, so werde »der Ausheimische in kurzer Zeit bei uns zu Markte gehen müssen und die Waaren, die er aus der ersten Hand zu nehmen beschwerlich fände, durch unsere Vermittelung empfangen«⁵⁰. [→

⁴⁰ Ebd., S. 52.

⁴¹ Ebd., S. 52 f.

⁴² Ebd., S. 54.

⁴³ Ebd.

⁴⁴ GOETHE, *Maximen und Reflexionen* (hier: 1821), WA, Abt. I, Bd. 42/2, S. 118.

⁴⁵ GOETHE, *Maximen und Reflexionen* (hier: entstanden 1818), WA, Bd. 42/2, S. 238.

⁴⁶ Vgl. BÄR (wie Anm. 9), S. 272–275.

⁴⁷ A. W. SCHLEGEL, *Vorlesungen über Enzyklopädie der Wissenschaften* (gehalten 1803/04), in: *August Wilhelm Schlegel. Kritische Ausgabe der Vorlesungen*, hg. v. ERNST BEHLER in Zusammenarbeit mit FRANK JOLLES, Bd. 3, Paderborn/München/Wien/Zürich (wohl demnächst), S. 336.

⁴⁸ F. D. E. SCHLEIERMACHER, *Ueber die verschiedenen Methoden des Uebersetzens* (1813), in: *Friedrich Schleiermacher's sämtliche Werke*, 3. Abt., Bd. 2, Berlin 1838, S. 243.

⁴⁹ GOETHE, *Serbische Lieder* (1825), WA, Abt. I, Bd. 41/2, S. 151 f.

⁵⁰ Ebd., S. 152.

Dabei wird das Geschäft des Übersetzers sehr umfassend verstanden: Er soll nicht nur zwischen einzelnen Nationen vermitteln, sondern kann seine Aufgabe auch innerhalb einer und derselben Nation haben. Dem Dichterkollegen Johann Peter Hebel schlägt Goethe vor, »aus dem sogenannten Hochdeutschen schickliche Gedichte in seinen oberrheinischen Dialekt zu übersetzen«, denn »wie es für eine Nation ein Hauptschritt zur Cultur ist, wenn sie fremde Werke in ihre Sprache übersetzt«, so ist es auch ein »Schritt zur Cultur der einzelnen Provinz [...], wenn man ihr Werke derselben Nation in ihrem eigenen Dialekt zu lesen gibt«.⁵¹

Bei alledem lässt Goethe keinen Zweifel daran, dass Übersetzungen prinzipiell Notbehelfe sind und dass auch der besten Übersetzung das Original bei weitem vorzuziehen ist: »Übersetzer sind als geschäftige Kuppler anzusehen, die uns eine halbverschleierte Schöne als höchst liebenswürdig anpreisen, sie erregen eine unwiderstehliche Neigung nach dem Original.«⁵² Und auch diejenigen, die eine solche Neigung weniger verspüren, müssen sich gesagt sein lassen, »daß man jeden Dichter in seiner Sprache und im eigenthümlichen Bezirk seiner Zeit und Sitten aufsuchen, kennen und schätzen müsse«⁵³.

Dies bleibt freilich ein Ideal, dem man sich hier und da nähern, das man indes nie ganz erreichen kann. Alle Sprachen der Welt oder selbst nur die der wichtigsten Kulturnationen kann kein Einzelner beherrschen. Daher bleibt das Übersetzen ein legitimes und unerlässliches Mittel interkulturellen Austauschs, dessen Notwendigkeit für Goethe auf der Überzeugung beruht, das »wahrhaft Verdienstliche« zeichne sich dadurch aus, »daß es der ganzen Menschheit angehört«.⁵⁴ Es gilt: »[W]as man auch von der Unzulänglichkeit des Übersetzens sagen mag, so ist und bleibt es doch eines der wichtigsten und würdigsten Geschäfte in dem allgemeinen Weltverkehr.«⁵⁵

Sprachreinheit und Sprachrichtigkeit

Übersetzung dient der »Vermittlung und wechselseitigen Anerkennung«⁵⁶; das Deutsche als Übersetzersprache ist ebenso Instrument wie Ergebnis solchen Unternehmens: »Wer die deutsche Sprache versteht und studirt, befindet sich auf dem Markte, wo alle Nationen ihre Waaren anbieten, er spielt den Dolmetscher, indem er sich selbst bereichert.«⁵⁷ Dieser Grundgedanke prägt Goethes Auffassung, wie man sich sprachlich dem Fremden gegenüber verhalten soll: Man soll es nicht kleinlich vermeiden oder gar verpönen, sondern produktiv aufnehmen, der eigenen Sprache einverleiben und diese dadurch in ihren Möglichkeiten erweitern. Pedantischer Purismus ist für Goethe »ein absurdes Ablehnen weiterer Ausbreitung des Sinnes und Geistes«⁵⁸; seine Sache ist vielmehr »der affirmative Purismus, der productiv ist und nur davon ausgeht: Wo müssen wir u m s c h r e i b e n, [→

⁵¹ GOETHE, *Alemannische Gedichte* (1805), WA, Abt. I, Bd. 40, S. 304.

⁵² GOETHE, *Maximen und Reflexionen* (hier: 1821), WA, Abt. I, Bd. 42/2, S. 149.

⁵³ Goethe, *West-östlicher Divan* (1819), WA, Abt. I, Bd. 7, S. 220.

⁵⁴ GOETHE, *German romance. Volumes IV. Edinburgh 1827* (1828), WA, Abt. I, Bd. 41/2, S. 306.

⁵⁵ Ebd., S. 307.

⁵⁶ Ebd., S. 306.

⁵⁷ Ebd.

⁵⁸ GOETHE, *Maximen und Reflexionen* (hier: o. J.), in: WA, Bd. 42/2, S. 239.

und der Nachbar hat ein entscheidendes Wort?«⁵⁹. Sein kategorisches Urteil lautet: »Ich verfluche allen negativen Purismus, daß man ein Wort nicht brauchen soll, in welchem eine andre Sprache vieles oder Zarteres gefaßt hat«⁶⁰, und allen, die ohne Kraftmetaphorik und Denkmuster von Dominanz und Überlegenheit nicht auskommen, versichert er: »Die Gewalt einer Sprache ist nicht, daß sie das Fremde abweis't, sondern daß sie es verschlingt.«⁶¹

Sein Bekenntnis zum »affirmative[n] Purismus« deutet darauf hin, dass Goethe keineswegs pauschal alles Sprachfremde gutheißt. Er ist »in diesem Punkte weder eigensinnig noch allzuleicht gesinnt« und erklärt sich prinzipiell damit einverstanden, Fremdwörter zu vermeiden, »insofern es möglich und rätlich sey«.⁶² Er wendet sich aber strikt gegen alle Xenophobie, die auf mangelndem Sprachgefühl und fehlender Sachkompetenz beruht; mehr als einmal habe er die Erfahrung gemacht,

»daß es eigentlich geistlose Menschen sind, welche auf die Sprachreinigung mit so großem Eifer dringen: denn da sie den Werth eines Ausdrucks nicht zu schätzen wissen, so finden sie gar leicht ein Surrogat, welches ihnen eben so bedeutend scheint, und in Absicht auf Urtheil haben sie doch etwas zu erwähnen, und an den vorzüglichsten Schriftstellern etwas auszusetzen, wie es Halbkenner vor gebildeten Kunstwerken zu thun pflegen, die irgend eine Verzeichnung, einen Fehler der Perspective mit Recht oder Unrecht rügen, ob sie gleich von den Verdiensten des Werkes nicht das geringste anzugeben wissen«⁶³.

Für die »traurigen Mißgriffe«⁶⁴ selbsternannter Sprachreiniger – als »Tyrannen«⁶⁵ bezeichnet er sie – hat Goethe nur Spott und Verachtung übrig.⁶⁶ Nach seiner Auffassung sind sie weit davon entfernt, die Sprache, wie es ihr Anspruch ist, zu retten; im Gegenteil: Derlei Aktivitäten, »durch welche die deutsche Nation ihre Sprache von Grund aus verdirbt«, sind ein »Unheil«.⁶⁷

Solche Abneigung empfindet Goethe nicht nur gegen pedantischen Fremdwortpurismus, sondern gegen pedantischen Sprachpurismus überhaupt. Auch gegen Kritik an Dialektalismen im Dienste der »Reinheit« einer tatsächlichen oder vermeintlichen Leitvarietät führt er seine pluralistischen Wertvorstellungen ins Feld:

»Jede Provinz liebt ihren Dialekt: denn er ist doch eigentlich das Element, in welchem die Seele ihren Atem schöpft. Mit welchem Eigensinn aber die Meißnische Mundart die übrigen zu beherrschen, ja eine Zeitlang auszuschließen gewußt hat, ist jedermann bekannt. Wir haben viele Jahre unter diesem pedantischen Regimente gelitten, und nur durch vielfachen Widerstreit haben sich die sämtlichen Provinzen in ihre alten Rechte wieder eingesetzt.«⁶⁸ [→

⁵⁹ Ebd., S. 238 f.

⁶⁰ Ebd., S. 238.

⁶¹ GOETHE, *Maximen und Reflexionen* (hier: entstanden wohl 1821), WA, Bd. 42/2, S. 238.

⁶² Goethe an Riemer (30. 6. 1813), WA, Abt. IV, Bd. 23, S. 374.

⁶³ Ebd.

⁶⁴ Goethe an W. v. Humboldt (1. 9. 1816), WA, Abt. IV, Bd. 27, S. 158.

⁶⁵ GOETHE, *Die Sprachreiniger* (entstanden 1816), WA, Abt. I, Bd. 5/1, S. 143.

⁶⁶ GOETHE, *Deutsche Sprache* (wie Anm. 33), S. 116: »Der geistreiche Mensch knetet seinen Wortstoff, ohne sich zu bekümmern, aus was für Elementen er bestehe, der geistlose hat gut rein sprechen, da er nichts zu sagen hat.«

⁶⁷ Goethe an W. v. Humboldt (wie Anm. 64).

⁶⁸ GOETHE, *Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit II* (1812), WA, Abt. I, Bd. 27, S. 58.

Fazit

Es zeigt sich, dass Kritik der Sprache für Goethe eng verbunden ist mit Kritik der Sprachkritik. Denn nicht jeder ist seiner Ansicht nach berufen, über Sprache zu sprechen, nur weil er sprechen kann. Doch auch nicht etwa deshalb, weil er das eine oder andere über Sprache weiß. Nicht berufen sind vor allem die Kleinkrämer der Sprache, Pedanten, gelehrte wie ungelehrte, die nur einen bestimmten Sprachgebrauch zulassen wollen und um seinetwillen sprachlichen Wandel ablehnen. Sprache ist für Goethe eine lebendige Angelegenheit, die nicht ohne abzusterben fixiert werden kann: »Kein Wort steht still, sondern es rückt immer durch den Gebrauch von seinem anfänglichen Platz [...].«⁶⁹ Doch rückt es »eher hinab als hinauf, eher in's Schlechtere als in's Bessere«⁷⁰, wie Goethe am Beispiel des Wortes *Genie* erläutert: In der Mitte des 18. Jahrhunderts »gestand der gemeine Redebrauch [...] nur dem Dichter Genie zu«⁷¹. Später, nämlich in der so genannten Geniezeit (dem Sturm und Drang), wurde dann durch den Einfluss bestimmter Autoren »das Wort Genie [...] eine allgemeine Losung«, und »man verlangte Genie vom Arzt, vom Feldherrn, vom Staatsmann und bald von allen Menschen, die sich theoretisch oder praktisch hervorzuthun dachten«.⁷² Der Ausdruck geriet zu dem, was Hans-Georg Gadamer einen »herumgereichten Begriff« und Uwe Pörksen ein »Plastikwort« nennen würde: »Wenn einer zu Fuße, ohne recht zu wissen warum und wohin, in die Welt lief, so hieß dies eine Geniereise, und wenn einer etwas Verkehrtes ohne Zweck und Nutzen unternahm, ein Geniestreich.«⁷³ Die durch solche »Mißdeutung« herausgeforderte Sprachkritik sah bereits Anlass, das Wort »gänzlich aus der deutschen Sprache zu verbannen«⁷⁴, und so »hätten sich die Deutschen [...] um die schönste Blüthe der Sprache, um das nur scheinbar fremde, aber allen Völkern gleich angehörige Wort vielleicht gebracht, wenn nicht der [...] Sinn für's Höchste und Beste [...] sich wieder glücklich hergestellt hätte«⁷⁵.

Hier wird exemplarisch deutlich, was Goethe unter positiver Sprachkritik versteht: Nicht einen Ausdruck zu verbieten, sondern im Gegenteil ihm durch Rückgriff auf seine ursprüngliche Bedeutung oder durch Erweiterung um bestimmte semantische Nuancen einen festen Platz im Gesamtgefüge der Sprache zu sichern, der ohne ihn möglicherweise leer bleiben müsste. Eine solche Sprachkritik zielt auf »Bereicherung« der Sprache und ist »Geschäft der besten Köpfe«⁷⁶; sie (zu denen der Dichter selbstverständlich auch sich selbst zählt) sind es, die als Berufene über Sprache sprechen, und sie dürfen, wo es ihnen nötig erscheint, durchaus als Kritiker des Sprachgebrauchs anderer auftreten, wie Goethe mit seinem Kommentar zu dem Wort *anorgisch* zeigt.

Eben ihr Ziel der Sprachbereicherung lässt indes die »besten Köpfe« bei der Sprachreinigung eine prinzipiell liberale Haltung einnehmen: [→

⁶⁹ GOETHE, *Maximen und Reflexionen* (hier: o. J.), WA, Abt. I, Bd. 42/2, S. 239.

⁷⁰ Ebd.

⁷¹ GOETHE, *Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit IV* (entstanden 1813–1831), WA, Abt. I, Bd. 29, S. 146.

⁷² Ebd.

⁷³ Ebd., S. 147.

⁷⁴ Ebd.

⁷⁵ Ebd., S. 147 f.

⁷⁶ GOETHE, *Deutsche Sprache* (wie Anm. 33), S. 116.

»Es gibt gar viele Arten von Reinigung und Bereicherung, die eigentlich alle zusammengreifen müssen, wenn die Sprache lebendig wachsen soll. Poesie und leidenschaftliche Rede, sind die einzigen Quellen, aus denen dieses Leben hervordringt, und sollten sie in ihrer Heftigkeit auch etwas Bergschutt mitführen, er setzt sich zu Boden und die reine Welle fließt darüber her.«⁷⁷

Insgesamt gesehen ist die Bemühung um einen guten Sprachgebrauch keine durch Beachtung bestimmter starrer Regeln erfüllbare, sondern eine unendliche Aufgabe⁷⁸, zu deren Charakterisierung sich in Analogie zur Werkzeugmetapher am besten ein Wort zu eignen scheint, das schon in der Sprachreflexion des 17. Jahrhunderts gang und gäbe war: *Spracharbeit* (Arbeit mit und an der Sprache). Im Übrigen lässt Goethe keinen Zweifel daran, dass er mit seinen Ansichten über Sprache und Sprachkritik nicht nur für sich persönlich Gültigkeit beansprucht. Seinen kritischen Lesern – auch seinen sprachkritischen – schreibt er jedenfalls ins Stammbuch: »Anstatt meinen Worten zu widersprechen sollten sie nach meinem Sinne handeln.«⁷⁹ []

⁷⁷ Ebd., S. 117.

⁷⁸ »Von den Anmerkungen zu den Elegien wollen wir, so viel die Zeit erlaubt, Gebrauch machen«, schreibt Goethe am 15. 12. 1795 an Schiller (WA, Abt. IV, Bd. 10, S. 348); allein: »In so einer wunderlichen Sprache wie die deutsche ist, bleibt freylich immer etwas zu wünschen übrig.« (Ebd.)

⁷⁹ GOETHE, *Maximen und Reflexionen* (hier: 1821), WA, Abt. I, Bd. 42/2, S. 118.